

PAPPY ORION RWIZIBUKA

FLIEH

WIE ICH DEM KRIEG IM KONGO ENTKAM

MEIN

UND GOTT MICH FAND

SOHIN

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dieses Buch erzählt meine Geschichte. Was ich schreibe, ist meine persönliche Perspektive und muss nicht unbedingt die Ansichten oder die Empfindungen von Dritten widerspiegeln. Einige Namen, Orte und Details wurden aus Gründen der Sicherheit und des Persönlichkeitsschutzes geändert.



© 2022 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Bildteil:

S. 5 unten, S. 7 oben und unten: © Ryan Carter Images und Pappy Orion Media
S. 8: Landkarte: © freepik

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus
in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart
Titelbild u. Autorenfoto: © Ryan Carter Images und Pappy Orion Media
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6095-7
Bestell-Nr. 396.095

INHALT

PROLOG: Schüsse in der Schule	7
1 Friedliche Jahre	13
2 Das Chaos bricht aus	27
3 Kriegswirren	47
4 Flucht ins Ungewisse	67
5 Quer durch Sambia	91
6 Zittern in Simbabwe	111
7 Verheißenes Südafrika	137
8 Auf Kapstadts Straßen	159
9 Allein unterwegs	191
10 Ans Vaterherz	207
11 Halte fest an der Liebe	233
EPILOG: Weg der Hoffnung	261
DANK	267

1

FRIEDLICHE JAHRE

Chiherano war alles, was ich kannte. Der Ort, den ich mein Zuhause nannte. Ein kleines Dorf im Osten von Zaire, unweit der Grenze zu den Nachbarländern Ruanda und Burundi. Im Zentrum und Herzen Afrikas.

Inmitten schönster, paradiesischer Natur und umgeben von dichten Wäldern und Nationalparks, liegt es auch heute noch am Rande des zweitgrößten Regenwalds der Erde. Von den vielen Bergen und Hügeln, die mein Heimatdorf umgeben, blickt man auf unendliche Weiten großer und prächtiger tropischer Bäume. Eine praktisch unberührte Schöpfung und atemberaubende Natur. Besonders in der Regenzeit mischt sich das knallige Grün der üppig bewachsenen Hügel mit der rötlichen Farbe des fruchtbaren Bodens. Eine kontrastreiche Farbpalette, die den Himmel in einem noch tieferen Blau erscheinen lässt. Bevor viele der Wälder gerodet wurden, konnte man in der stockfinsternen Nacht die Laute der Antilopen und Wildschweine hören. Wenn der Mond hell leuchtet, wird die Landschaft in ein silbernes Licht getaucht

und man vernimmt die typischen Geräusche der Wälder noch viel intensiver. Tagsüber werden sie vom Zwitschern und Singen der vielen Vögel übertönt.

Eine große Familie

Es war eine ruhige Kindheit, die ich mit meiner Familie Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre in Chiherano verbrachte. Ich liebte die Weite und Freiheit, die die Natur uns Kindern zum Spielen bot. Trampelpfade zwischen Bäumen, Feldern und Plantagen, die die Dorfbewohner bestellten, trennten die etwa hundert Häuser. Es waren vertraute Wege, denn man kannte einander und lebte miteinander.

Kein Tag verging, ohne dass nicht jemand bei uns zu Besuch vorbeikam oder wir befreundeten Familien einen Besuch abstatteten. Meine Familie war bekannt im Dorf – und zudem groß! Nach meinen zwei älteren Schwestern kam ich als erster Sohn auf die Welt. Soweit ich mich zurückerinnern kann, war meine Mama gefühlt ständig schwanger mit einem meiner jüngeren Geschwister. Insgesamt hatte ich sechs leibliche Schwestern und drei Brüder: Meine beiden ältesten Schwestern Tita und Iranga und nach mir dann Bijoux, Dejoie, Bigomokero, von allen nur Big genannt, Mista, Sandrine, Raissa und später die kleine Rosalie.

Mit uns lebten aber noch weitere Kinder: Ombeni, Carine, Akuzibwe und Gemima. Sie alle wurden von meinen Eltern bei uns aufgenommen und adoptiert, weil sie entweder verwaist waren oder ihre Eltern sich nicht um sie kümmern konnten. Zwischen uns Kindern wurde kein Unterschied gemacht. Alle adoptierten Kinder waren wie meine leiblichen Geschwister. Spielkameraden

hatte ich auf jeden Fall immer und langweilig wurde es bei uns zu Hause nicht.

Im Dorf kannte mich jeder als *Pappy*. Mein ganzer Name ist allerdings Pappy Orion Boyinkebe Rwizibuka. Pappy, weil meine Mutter schon immer ihren ersten Sohn so nennen wollte. Das war und ist bis heute mein Rufname. Als Kind einer gläubigen Familie bekam man bei uns außerdem immer einen biblischen Namen. Meiner ist Orion, wie die Sternkonstellation, die an verschiedenen Stellen der Bibel genannt wird. Zudem durfte ein Name in meiner Stammsprache Mashi nicht fehlen, darum Boyinkebe, was so viel bedeutet wie *der den Stuhl erben wird*. Der Tradition nach sollte ich als erstgeborener Sohn einmal das Erbe der Familie weiterführen. Boyinkebe wurde ich aber nur in der Schule genannt. Rwizibuka ist mein Familienname.

Bekannt waren die Rwizibukas, weil mein Vater ein direkter Enkel des Stammeskönigs N'Databai von Ngweshe war. Ngweshe war eins der Königreiche des Bashi-Stammes, der einer der größten Stämme in unserer Provinz und in mehrere Königreiche unterteilt war. Traditionell kamen meinem Vater als Teil dieser adligen Familie gewisse Pflichten und Verantwortungen zu. Er war Teil des Ältestenkomitees des Dorfes, das gerufen wurde, wenn es Konflikte zwischen Dorfbewohnern gab. Automatisch war er auch eingebunden in administrative Aufgaben in unserem Bezirk und arbeitete deshalb für die Regierung von Präsident Mobutu. Er verwaltete die Steuern und stellte offizielle Dokumente aus. Manchmal, wenn ich ihn in seinem Büro besuchte, erlaubte Papa mir sogar, den offiziellen Stempel auf die Geburtsurkunden, Ausweise und Besitzurkunden für Grundstücke zu drücken. Durch seine Arbeit war mein Papa tagsüber die meiste Zeit unterwegs. Er war respektiert und die Menschen hörten ihm zu.

Papa war aber nicht nur wegen seiner Herkunft und Position angesehen, sondern auch, weil er ein guter Fußballspieler war. In der Gegend war er bekannt für seine Kopfbälle. Keiner nahm die Bälle so präzise mit dem Kopf ab wie er. Es machte mich stolz, ihm beim Spielen zuzusehen. Er spielte für den lokalen Fußballklub, der damals von dem deutschen Pharmaunternehmen Pharmakina gesponsert wurde. Die Firma unterhielt Plantagen mit Chinارينdebäumen in Chiherano und Umgebung, deren Rinde sie zum Herstellen von Malariamedikamenten nutzte. Ich kannte diese Bäume, weil wir auf unserem Grundstück selbst ein paar davon stehen hatten.

Wenn die Fußballspiele und das Training in der Nähe von Chiherano stattfanden, nahm mich mein Papa auf seinem Fahrrad mit. Dann durfte ich auf dem Gepäckträger sitzen. So radelten wir manchmal einige Kilometer auf holprigen Wegen und Trampelpfaden. Abenteuerlich war es allemal und für uns das normale Transportmittel. Danach tat mir mein Hintern ordentlich weh, aber das Fahrradfahren hatte auch seine positiven Seiten: Papa jedenfalls hatte sein Aufwärmtraining schon absolviert!

Etwas ganz Besonderes war es für mich, wenn die Spiele weiter weg stattfanden und die gesammelte Mannschaft mit einem Auto von Pharmakina zum Spiel fuhr. Nur wenn ich mich die Tage zuvor anständig benommen hatte, durfte ich mit Papa und den Spielern im Auto mitfahren. Eine besondere Ehre, weil es in Chiherano sonst kein Auto gab. Ein guter Freund von Papa war der Fahrer. Sein Spitzname war deshalb *Bwana Chauffeuri* (Herr Chauffeur). Er arbeitete für das Unternehmen. Um sich in Stimmung zu bringen, sangen Papa und seine Kameraden auf dem Weg zum Spiel aus voller Kehle Lieder, die sie selbst dichteten. Eins davon war *Bwana Chauffeuri, tu as vitessi*. Ein Lied über den hitzigen Fahrstil und das schnelle Tempo von *Bwana Chauffeuri*.

Während mein Vater und seine Mannschaft mit einem echten Lederball spielten, mussten wir Kinder aus dem Dorf uns mit selbst gemachten Bällen aus getrockneten Bananenblättern zufriedengeben. Trotzdem spielte ich gerne und mit Leidenschaft mit meinen Geschwistern und Freunden. Schließlich war Papa mein Vorbild!

Zu Hause war er allerdings ein stiller Zeitgenosse. Er genoss es, seine Familie und Kinder um sich zu haben. Daheim führte Mama das Regiment. Bekannt war sie als Mama Tita. Bei uns wird eine Mutter immer beim Namen ihres ersten Kindes genannt. Eigentlich war sie ein Stadtkind und nur wegen meinem Papa ins Dorf gezogen. Ursprünglich kam sie aus Bukavu, der nächstgrößeren Stadt und Hauptstadt unserer Provinz Süd-Kivu. Sie liegt etwa zwei Tage Fußmarsch von meinem Dorf Chiherano entfernt am südlichen Ende des schönen Kivusees direkt an der Grenze zum Nachbarland Ruanda.

Aber auch hier im Dorf hatte Mama viele Bekannte und Freunde, die uns besuchen kamen. Sie war gesellig, humorvoll, unterhielt sich gerne und lachte viel. Eine Frau der Tat, die wusste, was sie wollte, und sich darum kümmerte, dass alles mit rechten Dingen zuging. Mit uns vielen Kindern hatte Mama immer etwas zu tun. Wir hatten ein enges Verhältnis zu ihr. Sie kümmerte sich tagtäglich liebevoll um uns und hatte immer alle Hände voll zu tun. Mama stellte sicher, dass wir Kinder etwas zu essen hatten, dass wir ordentlich für die Schule angezogen waren und rechtzeitig losgingen, wenn wir mal wieder trödelten. Sie verteilte die Aufgaben im Haushalt und bestimmte, wer wann was zu tun hatte. Und das alles, obwohl sie entweder mit einem dicken Bauch schwanger war oder das kleinste Kind stillte beziehungsweise es in einem Tuch auf dem Rücken mit sich herumtrug.

Doch wir Kinder hatten auch alle großen Respekt vor ihr. Sie war es nämlich, die uns disziplinierte. Es war ihr wichtig, dass

wir gute Manieren hatten. Wenn ich etwas anstellte, nicht auf das hörte, was sie anordnete, oder das Essen für meinen Vater heimlich allein afaß, dann bekam ich ihre temperamentvolle Seite zu spüren. Nicht nur einen Klaps auf den Po, sondern durchaus eine ordentliche Tracht Prügel. Eine rabiate Erziehung war im Dorf nicht unüblich. Jedes Kind wusste, was ihm drohte, wenn es nicht spurte. Im Nachhinein war es eine gute Vorbereitung auf das, was später noch alles auf mich zukommen sollte.

Vielseitiges Landleben

Wir waren die erste Familie in unserem Dorf, die in einem Haus aus Lehmziegeln lebte. Mein Papa hatte es bauen lassen mit den Ziegeln, die er selbst herstellte und verkaufte. Neben seiner Arbeit in der Verwaltung hatten wir einen Lehmziegelverkauf und viel Landwirtschaft. Unsere Familie besaß viele Felder und Land, das von Generation zu Generation weitervererbt wurde und zum Leidwesen von uns Kindern immer viel Arbeit bedeutete.

Wir bestellten Bananen- und Kaffeepflanzungen sowie Felder mit Mais, Bohnen, Süßkartoffeln und Cassava, einer Wurzelknolle. Unsere Kühe und Ziegen weideten auf den weitläufigen Feldern. Die Hühner liefen frei um unser Haus herum, das ein Wohnzimmer und vier Schlafzimmer hatte. Die Küche befand sich in einem separaten kleinen Gebäude. Platz für Verwandte, Gäste und unsere Arbeiter war in drei kleinen Häuschen neben unserem. Besonders nachts bereute ich, dass das Toilettenhäuschen hinter dem Haus war, denn im Stockdunkeln nach draußen zu müssen, war unheimlich.

Im Vergleich zu vielen anderen im Dorf ging es unserer Familie gut. Mein Vater hatte eine Arbeit und wir konnten uns selbst mit

dem versorgen, was auf unseren Feldern wuchs und lebte. Meine Eltern unterstützten immer wieder andere, die Hilfe benötigten und dann für eine Weile bei uns wohnten und mitaßen. So war das Leben in der Dorfgemeinschaft. Papa war auch Anlaufstelle für kleinere Notfälle. Er hatte eine Hausapotheke in einer silbernen Metallbox. Oft kamen Nachbarn und Dorfbewohner mit Hautwunden, Fieber oder Malaria vorbei. Dann holte Papa seine Box hervor und gab ihnen sein rotes Desinfektionsmittel, Verband oder Tabletten, denn der nächste Arzt oder die nächste Klinik waren mehrere Stunden Fußweg entfernt.

In der Küche herrschte immer der meiste Betrieb. Sie war das Zentrum des Geschehens. Dort wurde das Feuer zwischen drei großen Steinen geschürt, auf die dann der Kochtopf gestellt wurde. Zu einer meiner Aufgaben im Haus gehörte es, das Feuer zu machen. Das Holz dafür musste ich regelmäßig im Wald sammeln und für genügend Vorrat sorgen. Mama kochte oft und gut und vor allem viel, sodass immer noch etwas übrig blieb, falls Besuch vorbeikam. Sie hatte das Sagen in der Küche und verteilte die Aufgaben an uns Kinder. Jeder musste mit anpacken.

Frühmorgens rührte Mama einen großen Topf *Bouillie* über dem Feuer, das war ein süßer Brei aus Wasser mit Cassavamehl und Zucker. Das musste uns erst mal genügen, denn tagsüber gab es das, was wir im Garten und auf den Feldern abstauben konnten. Entweder einen Maiskolben, Avocado oder Obst. Je nach Saison Bananen, Maracuja, Ananas, Mango, Orangen, Guaven, Pflaumen oder Papaya. Abends war die beste Zeit des Tages, denn da wurde richtig gekocht und alle versammelten sich in der Küche. Es wurde viel erzählt, gelacht und wir Kinder spielten nebenbei, wenn wir nicht gerade mithelfen mussten.

Wenn Papa früher von der Arbeit kam, rührte sogar er ab und zu in den Töpfen herum, unter Anleitung von Mama natürlich.

Ein Glückstag war es, wenn es Fleisch gab. Meistens Huhn, Ziege oder Kaninchen. Nur zu besonderen Anlässen wurde eine Kuh geschlachtet. Dazu gab es Bohnen und Reis, Süßkartoffeln oder *Lenga-Lenga*, eine Art Spinat. *Ugali* durfte bei einem typischen kongolesischen Essen natürlich nicht fehlen. Die großen Klöße aus Cassavamehl und Wasser aß man mit der Hand. Noch heute liebe ich *Ugali* und kann es jeden Tag essen.

Der Abwasch in einer Spülkette von Schüsseln nach dem Essen war Kindersache. Jedes Mal war ein anderes Kind dafür verantwortlich. Hausarbeit wurde nur manchmal zum Vergnügen. Eben dann, wenn sich auf dem Weg zum Wasserholen meine Geschwister und andere Kinder anschlossen und wir mehr herumblödelten, als zülig das zu holen, worauf Mama zu Hause wartete. Dann ging der zwanzigminütige Hinweg zur Wasserquelle, die aus einem Hügel entsprang, wesentlich schneller vorbei als der beschwerliche Weg zurück, den gelben Fünfzehn-Liter-Kanister auf dem Kopf balancierend. Es war unser Trink-, Koch- und Badewasser. Und weil bei einer großen Familie der Bedarf entsprechend groß war, mussten wir manchmal zweimal laufen. Besonders samstags, wenn sich alle für die Kirche am Tag darauf frisch machen mussten. Obwohl wir Kinder in der Regenzeit die Platzregendusche der Eimerdusche im Toilettenhäuschen vorzogen. Es war die bequemste, schnellste und vor allem spaßigste Art!

Zu den schönsten Zeiten meiner Kindheit gehörten die Abende nach dem Essen, wenn wir lange ums Feuer saßen und die Gemeinschaft miteinander genossen. Immer wieder legte jemand Holz nach. Petroleumlampen gaben einen warmen Schein ab. Elektrizität gab es nicht. Auf kleinen Hockern und Holzbänken rückten wir nahe aneinander. Dann erzählten wir uns Geschichten.

Wir Kongolesen sind ein Volk des Geschichtenerzählens. Manchmal sind es lustige Alltagserlebnisse, die als Komödien weitererzählt

werden, manchmal Schauermärchen, wie beispielsweise die über den sagenumwobenen Berg Nidunga.

Durch seine herausragend runde Form war der Berg für die Einheimischen in Ngweshe fast ein Wahrzeichen. Ich konnte ihn von meinem Zimmer aus sehen und auch von der Schule hatte man einen direkten Blick auf den grünen Berg. Manchmal machten wir mit unserer Klasse einen Tagesausflug auf den Nidunga. Noch öfter wanderten wir Kinder hinauf und nahmen uns ein Picknick mit. Der Aufstieg dauerte fast einen ganzen Tag. Aber die mühsame Wanderung bis zum Gipfel lohnte sich. Von dort genoss man auf der einen Seite eine großartige Aussicht auf die Bäume und Felder der gesamten Talebene, auf der anderen Seite erstreckte sich ein weites Bergpanorama. Oben angekommen fühlten wir uns wie Helden und Eroberer und doch so klein in Anbetracht der großen Weite, auf die man blickte. Sobald es Nachmittag wurde, spyteten wir uns, um noch bei Tageslicht unten anzukommen.

»Auf Nidunga wohnen nachts böse Geister, die unartige Kinder an schlimme Orte verschleppen. Nehmt euch bloß in Acht«, erzählte uns mein Onkel eindringlich und blinzelte dabei meinem Vater verschwörerisch zu. Die Augen meiner jüngeren Brüder weiteten sich vor Schreck und die kleine Ombeni drückte sich an mich. Auch mir lief oft ein Schauer über den Rücken. Ich wusste nicht, ob ich es glauben sollte. Doch auch wenn die Geschichten manchmal zum Gruseln waren, fühlte ich mich in der Gemeinschaft ums Feuer geborgen.

Treffpunkt Kirche

Gemeinschaft wurde auch zu besonderen Anlässen gepflegt, bei denen das Dorf zusammenkam, etwa zu Hochzeiten und Geburts-

tagen oder wenn die katholische Kirche, zu der wir gehörten, ihren Veranstaltungsraum *salle de spectacle* öffnete. Dann gab es einen Wettbewerb zwischen den Schauspielgruppen unterschiedlicher Dörfer.

Nicht nur mein Vater war in solch einer Theatergruppe. Um die Kinder aus Chiherano zu repräsentieren, hatte ich mit meinen Freunden unsere eigene Schauspielgruppe gegründet. Wir nannten sie *Mutu Apime*, sinnbildlich in Swahili für *Keiner versucht es mit uns aufzunehmen*. Dafür schrieben wir unsere eigenen Theaterstücke und Gedichte. Die Reime und Komödien handelten vom alltäglichen Leben, von dem, was in Chiherano alles so passierte. Manchmal nahmen wir auch Dorfbewohner auf die Schippe. Die Zuschauer hatten immer großen Spaß an unseren Darbietungen und bogen sich vor Lachen.

Andere zu unterhalten machte mir Spaß. Theater gab es auch, wenn Papa zu Hause die Musik aufdrehte. Ich liebte die Musik und das Tanzen dazu. Papa hatte einen Plattenspieler und viele Schallplatten. Er saß sonntags oft stundenlang auf dem Sofa im Wohnzimmer, hörte Musik und wippte dazu mit den Füßen. Ich setzte mich dann dazu, begutachtete die Plattenhülle und durfte vorsichtig die Schallplatte umdrehen, wenn die paar Lieder auf der einen Seite durch waren. Darunter waren auch Alben von bekannten afrikanischen Musikern wie Tout Puissant OK Jazz, Wenge Muzica, Zaïko Langa, Madilu System oder Papa Noel.

Es fiel mir schwer stillzuhalten. Oft tanzten wir Kinder zur Musik und erfanden unsere eigenen Choreografien. Papa schmunzelte dann. Einmal sagte er: »Mein Junge, du hast Talent. Vielleicht sollte ich den Priester fragen, ob er eine Tanzgruppe für die Kirche haben möchte.«

Priester waren Respektspersonen, fast unantastbar. Sie bestimmten eigentlich, was getan wurde, statt dass ihnen selbst Vorschläge

oder Vorschriften gemacht wurden. Als Papa den Priester aber tatsächlich fragte, war er angetan von unserer Idee.

Ab da übten wir regelmäßig unsere Darbietungen, die wir dann im Gottesdienst aufführten. Die Tanzschritte und Choreografie erfand ich als selbsterklärter Leiter der Tanzgruppe selbst. Zu besonderen Anlässen trugen wir spezielle Kleidung. Um die Hüften hatten wir eine Art Rock aus Bananenblättern gebunden, der sich beim Tanzen bewegte, und um die Knöchel trugen wir Rasseln, die wir aus flach geklopften Bier- und Limonadendeckeln selbst herstellten. Passend zum Rhythmus klorrten sie beim Stampfen auf dem Boden.

Die Kongolesen sind sehr stolz auf ihren Rumba. Der Rhythmus wurde uns somit schon als Kindern in die Wiege gelegt. Doch noch etwas wurde uns in die Wiege gelegt, nämlich der Glaube, und zwar wortwörtlich. Abends vor dem Zubettgehen lasen uns Mama, Papa oder Tita, meine älteste Schwester, immer noch aus der Kinderbibel vor.

Es war ein rotes Büchlein mit dem Bild des verlorenen Sohnes darauf. Der Vater, der seinen Sohn in den Arm nimmt. Im Hintergrund waren Palmen zu sehen. Darunter stand auf Swahili *Mungu anasimulia na watoko wake*. Das bedeutete: Gott spricht zu seinen Kindern. Das Buch hatte viele Eselsohren, einige Seiten waren schon herausgerissen und wieder eingeklebt worden, so oft war es benutzt worden.

Ich liebte das Büchlein und die Geschichten der Bibel faszinierten mich. Meine absolute Lieblingsgeschichte war die von Josef, der allein in ein fremdes Land verkauft wurde, viel Unrecht erlebte und von Gott später zum Leiter einer ganzen Nation berufen wurde. Sie begeisterte mich einfach.

Nach dem Vorlesen war immer ein anderes Kind an der Reihe, das Nachtgebet zu sprechen. Doch nicht nur abends wurde

gebetet. Bereits morgens schickte uns Mama vor der Schule zum Morgengebet in die katholische Kirche, wo wir den Rosenkranz beteten. Für uns Katholiken gehörte diese Gebetskette, mit der wir unter anderem das Vaterunser beteten, ganz selbstverständlich zum Leben dazu. Zum Glück mussten wir beim Morgengebet nicht den ganzen Rosenkranz beten, denn der dauerte einige Stunden.

Weil für meine Eltern der katholische Glaube eine wichtige Rolle spielte, besuchten wir jeden Sonntag mit der ganzen Familie die Messe. Für den besonderen Tag meiner Kommunion hatte Mama extra einen Anzug für mich Schneidern lassen. Ich trug den dunkelblauen Zweiteiler mit ganzem Stolz. Besondere kirchliche Anlässe waren für uns Kinder immer Höhepunkte.

Heiligabend wurde nicht nur in der Kirche, sondern anschließend mit den befreundeten Familien im Dorf mit einem großen Lagerfeuer im Wald gefeiert. Zur Feier des Tages ließ mein Vater dafür sogar ein ganzes Lamm schlachten und die Mütter kochten ein regelrechtes Festessen. Für uns Kinder gab es *Vital'O*, eine knallrote zuckersüße Limonade. Zum Gesang der Weihnachtslieder wurde auf traditionellen *Ngomas* getrommelt. Einer sang vor und der Rest setzte im Chor mehrstimmig mit ein. Dazu wurde getanzt, und das stundenlang, bis alle am nächsten Weihnachtsmorgen wieder in den Gottesdienst gingen.

Die Feierlichkeiten während *carême*, der Passions- und Fastenzeit, dauerten gleich mehrere Wochen. Jeden Freitag gab es eine Prozession, bei der die ganze Dorfgemeinde die fünfzehn Stationen des Kreuzweges Jesu nachstellte. Papa war in diese Liturgie eingebunden und las andächtig die Passionsgeschichte aus der Bibel vor.

Als ich älter wurde, war ich selbst engagiert in der Kirche und half als Ministrant dem Priester beim Dienst am Altar. Besonders stolz war ich, wenn ich bei speziellen Gottesdiensten das Weihrauchfass tragen durfte. Dann predigte meistens Xavier Bierno, der

weiße Priester aus Belgien, der bei uns mit im Dorf lebte. Zusammen mit zwei einheimischen Priestern leitete er den katholischen Kirchenbezirk um Chiherano. Die Priester waren für alle große Respektspersonen. Ich hatte keine Angst vor ihnen, aber große Achtung. Ich grüßte sie höflich, bevor ich meinen Dienst antrat, doch ein weiteres Wort wechselte ich mit ihnen nie.

Was mir jedoch viel mehr Spaß machte, als still und bedächtig die Aufgaben eines Ministranten auszuführen, waren die Auftritte unserer Tanzgruppe. Die Gemeinde war immer begeistert und die Einlage eine willkommene Abwechslung im Gottesdienst, der sonst stundenlang dauerte. Wenn ich keine Aufgabe im Gottesdienst hatte, saß ich gerne hinten. Dort musste man sich nicht so benehmen wie vorne.

Die Kirche war ein Treffpunkt, der die Menschen am Sonntag zusammenbrachte. Viele liefen über eine Stunde oder noch länger, um den Gottesdienst zu besuchen. Keiner im Dorf hatte ein Auto. Wenn wir mal eins auf der Straße sahen, rannten wir hinter ihm her, solange wir konnten. Deshalb fiel es auch sofort auf, als eines Tages Fremde mit einem Auto ins Dorf kamen, um das Abendmahlgeschirr der Kirche zu stehlen. Wie der Buschfunk eben funktionierte, informierten die Nachbarn durch Pfliffe, das Blasen von Hörnern und das Klopfen auf Trommeln die anderen Dorfbewohner. Es war unsere Form der Kommunikation, um weite Distanzen zu überbrücken. Tatsächlich wurden so die Bewohner unseres Dorfes auf die Gefahr aufmerksam. Da es nicht viele Autostraßen gab, wurde ein Baum gefällt und den Dieben der einzige Fluchtweg abgeschnitten. Sie wurden tatsächlich gestoppt, obwohl sie bewaffnet waren.

Vorfälle wie diese waren aber eine Ausnahme. Das sonst so friedliche Zusammenleben im Dorf wurde selten gestört. Leider sollte sich das aber schon bald ändern.